

Werk

Label: Periodical issue

Ort: Berlin

Jahr: 1903

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?523137273_0005|log85

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Die Denkmalpflege.

Herausgegeben von der Schriftleitung des Zentralblattes der Bauverwaltung, W. Wilhelmstraße 89.
Schriftleiter: Otto Sarrazin und Friedrich Schultze.

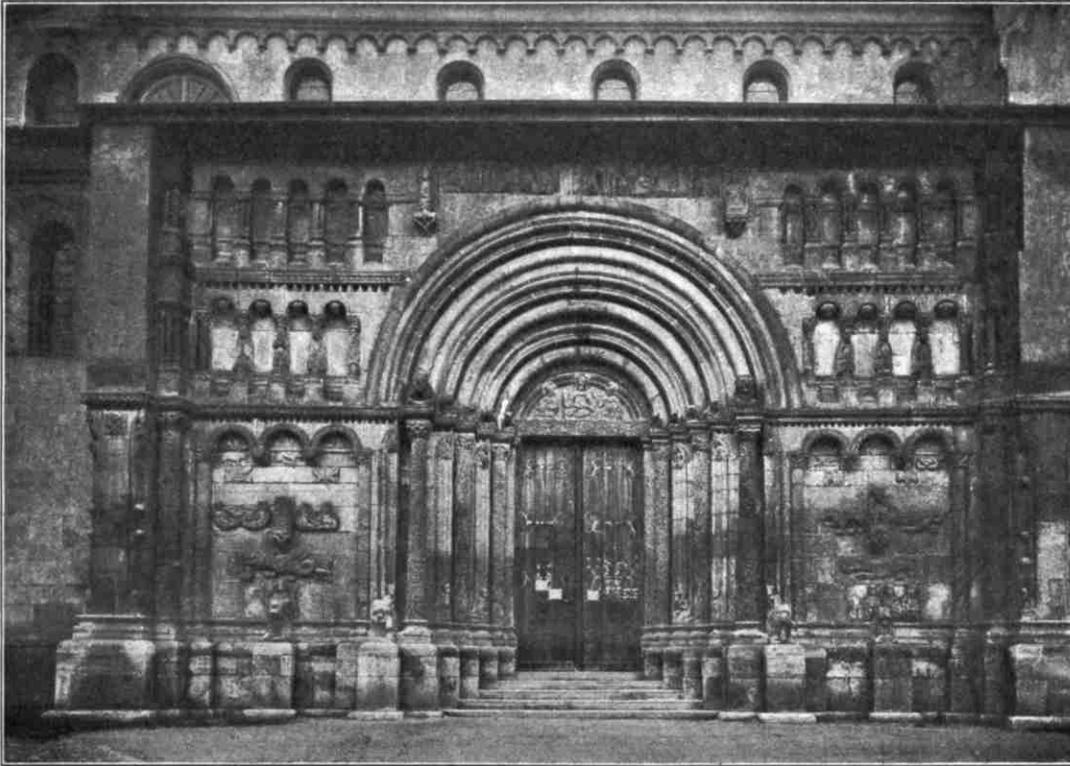
V. Jahrgang.
Nr. 14.

Erscheint alle 3 bis 4 Wochen. Jährlich 16 Bogen. — Geschäftsstelle: W. Wilhelmstr. 90. — Bezugspreis
einschl. Abtragen, durch Post- oder Streifbandzusendung oder im Buchhandel jährlich 8 Mark; für das
Ausland 8,50 Mark. Für die Abnehmer des Zentralblattes der Bauverwaltung jährlich 6 Mark.

Berlin, 4. November
1903.

[Alle Rechte vorbehalten.]

Ein Deutungsversuch des St. Jakobsportales in Regensburg.



Das St. Jakobsportal in Regensburg.

Wie zuvor die Erklärung der altorientalischen und der antiklassischen Symbolik, so krankte auch die der mittelalterlichen Sinnbilder lange Zeit an einem Mangel geschichtlicher Schulung. Zu stark blieb man in den Anschauungen der Gegenwart befangen, zu wenig vermochte man sich in den mittelalterlichen Zeitgeist einzuleben, denen die mittelalterliche Symbolik entstammt. Vor allem aber: es fehlte eine genügende Kenntnis der gleichzeitigen Schriftquellen. Die richtigen Bahnen eröffnete Anton Springer in seinen „Ikonographischen Studien“ (1860).

Einen Prüfstein für die Zuverlässigkeit der „Methodik“ bieten die bisherigen Erklärungsversuche einer der bekanntesten aber auch zugleich rätselhaftesten Reihe von Bildwerken an einem unserer süddeutschen romanischen Baudenkmäler: der Frontbildwerke an der ehemaligen Schottenkirche von St. Jakob in Regensburg. Wie Traumgebilde einer verirrtten Phantasie erscheinen sie uns — und auch ihre bisherigen Deutungen selbst blieben haltlose Einfälle. Bis zu den Sagen der Mongolen und Hindus schweiften man dabei und sah in den Rätselbildern dieses Portals schließlich „eine Art Götterdämmerung nach altgermanischer Auffassung“.

Den wissenschaftlich gefestigten Weg fand neuerdings Adolf Goldschmidt zurück, indem er in seiner Studie über den Albanipsalter in Hildesheim (1895) den inneren Zusammenhang der Figuren des St. Jakobsportales auf Grund der Psalmensprache suchte: Christus und die Patrone der Kirche, Christus und die Apostel; also: der Erlöser und seine Hauptwerkzeuge; dazu die mannigfachen Gefahren, aus denen die Macht der Kirche errettet, dargestellt durch Tiere, Fabelwesen und Pflanzen: Lamm und Mensch im Rachen des Löwen; Liebespaare, die Schlange mit dem Apfel und Sirenen als Zeichen der Sinnenlust; mannigfache Symbole der Laster, die als Männer mit Schlingen den Menschen umgarnen. Schon Goldschmidt nannte dabei die beiden hervorragendsten Figu-

ren: Christus (in der Gestalt Salomos) den „sponsus“, den mystischen Gatten der ihm in der Madonna gesellten „regina“, der „ecclesia“. An diese zweifellos richtige Bestimmung des Hauptpaares knüpft jetzt ein Regensburger Geistlicher, der durch seine Studien über mittelalterliche Philosophie zur Lösung von Problemen, wie sie hier vorliegen, wohl berufen ist, Dr. Jos. Ant. Endres, Prof. am k. Lyzeum, mit einer sehr gehaltvollen Sonderstudie*) an, indem er die auch noch bei Goldschmidt nur allgemein gehaltene Deutung an eine bestimmte biblische Quelle und an eine bestimmte geschichtliche Persönlichkeit bindet: an das „Hohe Lied“ und an dessen Erklärung durch einen der einflußreichsten Schriftsteller Deutschlands im 12. Jahrhundert, Honorius Augustodunensis.

Die Hauptstütze dieser überraschenden Kombination ist die höchst scharfsinnig gewonnene Entdeckung, daß Honorius mit den Schottenmönchen von Canterbury in Verbindung stand, sein Beiname „Augustodunensis“ weder von Antün noch von Aug-

burg abzuleiten ist, sondern eben vom Kloster des hl. Augustin in Canterbury, vor allem aber, daß Honorius seinen Kommentar des „Hohen Liedes“ dem Erbauer des Schottenportales in Regensburg, dem Abt Gregor I. von St. Jakob selbst, gewidmet hat. So wird es von vornherein wahrscheinlich, daß in den Bildschmuck des Portales die dem Bauherrn wohlbekannten Anschauungen des Honorius, die in der Entstehungszeit dieser Bildwerke überhaupt Allgemeingut der Schottenmönche gewesen sein müssen, eingeflossen sind. Des Honorius Erklärung des „Hohen Liedes“ selbst ist für uns heute freilich wiederum eine Summe fremdartiger, seltsam-phantastischer Gedanken, getragen von jener Freude am Mystischen, Verschränkten, Sinnlich-Uebersinnlichen, die die Sprache in den exegetischen Schriften des 12. Jahrhunderts durchzieht. Eine ganze Reihe von Deutungen laufen neben- und durcheinander. Das Verhältnis Salomos zur Sulamith wird ihm zum Bund Christi mit der Kirche, aber auch allgemeiner zu der durch die „Inkarnation“ vollzogenen Vereinigung der Gottheit mit der menschlichen Natur. Und die letztere, die „Menschheit“, gliedert sich ihm im Anschluß an die von ihm besonders bevorzugte Zahlensymbolik nach Raum und Zeit in eine Vierzahl: von den vier Himmelsgegenden werden die Menschen kommen, um sich mit Gott zu einen, vier Völkerscharen gleich vier Bräuten, zuerst das jüdische Volk, als die „Tochter Pharaos“, dann das Heidentum als die „Tochter Babylons“, dann die noch unbekehrten Glieder der „Synagoge“ als die von Elias und Henoch dem Bräutigam zugeführte „Sunamitis“, am spätesten, von Norden her, die Anhänger

*) Das St. Jakobsportal in Regensburg und Honorius Augustodunensis. Beitrag zur Ikonographie und Literaturgeschichte des 12. Jahrhunderts. Von Dr. Jos. Ant. Endres. Kempten. 1903. Jos. Kölsche Buchhandlung. VI u. 78 S. in 4^o mit 10 Abb. im Text u. 5 Tafeln. Preis 7,50 M.

des Antichrists, symbolisiert durch die menschenähnliche Alraunwurzel, die „Mandragora“. — Auf Grund dieses Kommentars glaubt Endres auch im Bildschmuck des Regensburger St. Jakobs-Portales das „Hohe Lied“ wiederzuerkennen. Die an den Seitenwänden der Türöffnung in der Mitte tronenden Gestalten sind Christus = Salomo und Maria, bezw. die im Bund mit Christus, dem Friedensfürsten, erlöste Menschennatur. Dieser Bund selbst wird ganz im Sinne des geistlichen Liebesliedes aufgefaßt: die Liebespaare, welche die Gestalt der mystischen Braut Maria umgeben, nehmen darauf unmittelbar Bezug. Auf der anderen Seite aber ist der himmlische Bräutigam von phantastischen Tieren begleitet, die in der Sprache des Physiologus als Verkörperungen weltlicher Macht erscheinen und Christi Sieg über den Tod verkünden. Endres will diese Andeutungen sogar auch bis in die benachbarte Pflanzenornamentik verfolgen, indem er die Pflanzenreliefs der rechten Portalseite auf den „Sponsus“, die der Linken auf die „Sponsa“ bezieht. Das geht wohl zu weit. — Die seltsamsten Gestalten des Portals befinden sich unterhalb der beiden Hauptbilder, über der Mitte des Sockelgesimses: links eine Sirene über einem Löwen, rechts drei aneinandergedrängte Männer, und ein unförmliches, menschenartiges Gebilde mit wurzelartigen Beinen, „von allen diesen Rätselfiguren die rätselhafteste“. Auch hier gewinnt Endres innerhalb seines Erklärungsversuches einigen Anhalt. Die verkrüppelte Gestalt ist ihm das Symbol der im Hohen Lied genannten „Mandragora“, die Alraunwurzel, von der alle mittelalterlichen Kommentatoren sagen, sie habe die Gestalt des menschlichen Körpers. Und diese Alraunwurzel erscheint hier, dem Gedanken des „Hohen Liedes“ entsprechend, neben drei „heiligen Lehrern“, denen sie ihre Wunderkraft verleiht, auf daß sie ihre Mission erfüllen. Diesem Bild von der Verbreitung des wahren Glaubens tritt in dem Meerweib der andern Seite das Heidentum gegenüber.

Ueber die Art, wie die bildende Kunst des 12. Jahrhunderts den phantasievollen Worten des Honorius unmittelbar folgte, geben die Abbildungen seines Textes selbst Aufschluß. In der Tat fehlt es zwischen diesen Miniaturen — die wichtigsten in der Staatsbibliothek in München und in der Wiener Hofbibliothek — und den Bildwerken des Regensburger Portales, nicht ganz an verwandten Zügen, vor allem in der Darstellung der „Mandragora“ und der drei dem Bräutigam, Christus, gleichsam als Trauzugegenen gesellten „Amici“. Allein Endres selbst gesteht zu, daß diese Beziehungen nicht ausreichen, um die Gemeinsamkeit der Quelle für die Buchmalereien und Bildwerke mit voller Sicherheit zu erweisen.

Das Endergebnis geht füglich über eine wissenschaftlich wahrscheinlich gemachte Vermutung nicht hinaus. Aber die ganze Studie bleibt doch höchst wertvoll. Eine Reihe von Einzeldeutungen, die sie bringt, sind völlig einleuchtend — u. a. die

Erklärung der neben der Eingangspforte eingemeißelten Gestalt eines liegenden Mönches mit großem Schlüssel und der Beischrift „Rydan“ als Bild des Meisters des Portales selbst, der sich hier — noch demütiger als „Bruder Diemar“ an der schönen Dominikanerkirche in Regensburg — verewigt hat und neben dem Eingang die Worte des Hohen Liedes zu sprechen scheint: „den Riegel meines Tores öffnete ich meinem Geliebten“. Die ganze Forschungs- und Darstellungsweise von Endres, an der man die innigste Vertrautheit mit dem kirchlichen Gedankenkreis des 12. Jahrhunderts in jeder Zeile spürt, erweckt Vertrauen. Mag das Licht, das er bringt,

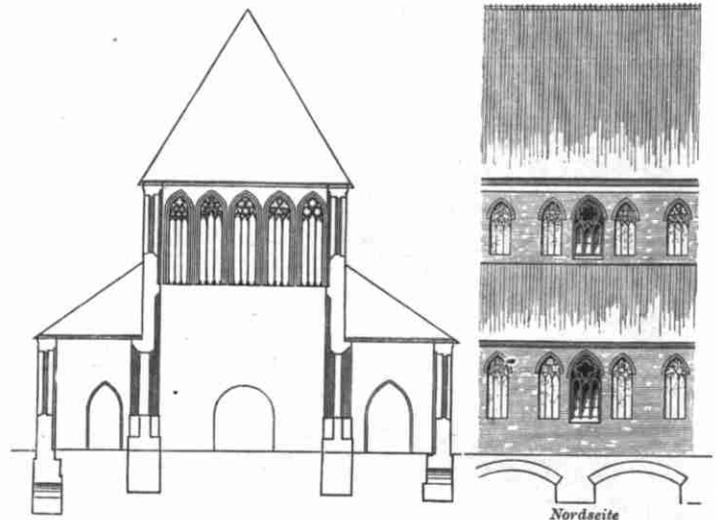


Abb. 1. Erster Bauzustand. Querschnitt durch die Laienkirche. Blick nach Westen.

Abb. 2. Langhaus im ersten Bauzustande.

Dom in Königsberg i. Pr.

über das Dunkel dieser Portalbildwerke vorerst auch nur einen Dämmerchein breiten: der Weg, von dem aus Endres an diese schwierigste „ikonographische“ Aufgabe heranschrilt, ist zweifellos der richtige. Und das Studium dieses stellenweis besonders schön geschriebenen, gut illustrierten Buches ist auch dem heutigen Architekten, der sich im Kreis mittelalterlicher Formen bewegt, angelegentlich zu empfehlen.

Berlin.

Alfred G. Meyer.

Wiederherstellung des Doms in Königsberg i. Pr.

Gegenwärtig wird der Dom in Königsberg i. Pr. wiederhergestellt. Bei dieser Gelegenheit ist zunächst der Verputz späterer Zeiten abgeschlagen worden, um den ursprünglichen Rohbau wieder festzustellen. Dabei fand sich ein solcher Zustand äußerster Baufähigkeit des ganzen Gebäudes, wie er wohl nur selten an einem noch in Benutzung stehenden Bau vorkommt. Der Grund für diesen bedauerlichen Befund konnte, neben einer argen Vernachlässigung des Gebäudes seit Jahrhunderten, nur in einer schlechten Fundierung auf dem vorhandenen ebenfalls schlechten Untergrund gesucht werden. Die in jüngster Zeit vorgenommenen eingehenden Untersuchungen haben diese Vermutung voll bestätigt. Der gute Baugrund steht erst in über 20 m Tiefe an. Ueber ihm liegen Ton- und Schlickschichten von verschiedener Festigkeit; in etwa 3,00—4,00 m unter Erdgleiche eine Torfschicht. Diese Torfschicht ist merkwürdigerweise als tragfähig genug angesehen worden, um die Grundmauern des schweren Gebäudes im wesentlichen aufzunehmen.

Den Dom wollte von Anbeginn sein Gründer, der Samland-Bischof Johannes, als starke, befestigte Anlage ausführen. Sobald der Bau selbst diesen Plan aber erkennen ließ, erhob der Hochmeister des deutschen Ordens, Herzog Luther von Braunschweig, Einspruch, und eine Urkunde vom Jahre 1333 ist bis auf uns gekommen, laut deren sich der Bischof dem Willen des Ordens fügt. Diese Urkunde nun erwähnt die Grundmauern des Chores: prout nunc campestris lapides in muro Chori per circuitum sunt locati. Und in der Tat sind jetzt unter den zum Teil erheblich schwächeren Mauern die Grundmauern in der ganzen Stärke und in der gewohnten mittelalterlichen Bauart ohne Absätze festgestellt, welche die sturmfeste Mauer erhalten sollte. Sie gehen bis etwa 6,30 m

hinab, bestehen im wesentlichen aus „campestris lapides“ und sitzen ohne irgend welche Befestigung des Baugrundes hier unmittelbar auf der unter dem Torf anstehenden Schicht.

Da die Kirche bei der durch den Einspruch des Ordens veränderten Sachlage wesentlich schwächere Wände erhalten konnte, so änderte man auch die Art der Ausführung der Grundmauern, und zwar in recht auffallender Weise. Am ganzen übrigen Gebäude sind nämlich — für die Süd- und Nordwand der Laienkirche und die Türme in 4,50 m für die Nordwand in 3,20 m Tiefe — einzelne Pfeiler auf einer einzigen Lage beschlagener eichener Balken aufgesetzt, die in der Richtung der Mauer liegen, und kaum mit ihren Enden über die Pfeiler hinausragen. Diese Pfeiler sind dann durch kräftige $2\frac{1}{2}$ Stein starke Stichbögen, stellenweis mehrere übereinander, verbunden, und dieses Pfeilerwerk nimmt die ganze Mauerlast auf (Abb. 1—4). An einer einzigen Stelle ist eine kleine Gruppe von Spickpfählen festgestellt, im übrigen sitzt diese Konstruktion ohne jegliche weitere Befestigung des Baugrundes in dem Torf und auf den selbst in ihren festesten Lagen noch recht plastischen Schichten auf. Auch eine Verbreiterung der Grundmauern, wie sie uns bei dieser eigenartigen Bauweise zum mindesten nötig erscheint, ist nur in recht unregelmäßiger und unzureichender Weise in Anwendung gebracht worden. Dabei wechselt noch der Pfeilerabstand scheinbar regellos, und an der Nordseite läuft jetzt die Konstruktion sogar mit einem halben Bogen in dem bei Gelegenheit eines urkundlichen Einsturzes dieser Ecke wohl verstärkten Eckpfeiler hinein. Die freien Mittelpfeiler gehen absatzlos bis in eine Tiefe von rd. 3,00 m hinab, und sitzen hier ebenfalls auf einem etwas weiter vortretenden Schwellrost auf.

Man möchte sich fast wundern, daß das schwere Gebäude bei

dieser mangelhaften Gründung sich nun fast fünf Jahrhunderte hindurch überhaupt hat halten können. Eine Erklärung ist vielleicht darin zu finden, daß im Mittelalter dieses Ende der Dominsel abgeschlossen war, und daß auch der geringere in den späteren Jahrhunderten vorbeigeführte Verkehr auf den weichen pflasterlosen Straßen den Untergrund nicht sehr erschütterte, also eine gewisse Ruhelage für den auf den weichen Schichten schwimmenden Baukoloss bestehen ließ. Er ist doch immerhin noch nicht tiefer eingesunken, als daß das alte Westportalgewände jetzt 0,20 m in das niedrigste Grundwasser hinabgeht, und trotz der auch vor-

diese Nordwand, der bei weitem schönste und architektonisch wertvollste Teil der Fassaden, errichtet worden, und zwar da die wehrhafte Mauerstärke des ursprünglichen Bauplanes nun keinen Zweck mehr hatte, unter Verringerung derselben auf das Maß von 1,25 m. Die Verzahnung zur Fortführung des ursprünglichen Planes wurde nicht beseitigt. Die Strebpfeiler sind gleich mit ausgeführt worden. Dann ist aber der rührige Urheber des Baues, Johannes, entweder selbst schon sehr krank geworden, oder der Tod des Hochmeisters, der im Domchore beigesetzt werden sollte, trieb zur äußersten Eile an. So hat die Südseite des Chores eine

ganz wesentlich einfachere Ausbildung erhalten als die andere. Nichts fast ist hierher übernommen worden von den schönen Gliederungen der älteren Wand. Auf die Fertigung von Formsteinen hat man überhaupt nicht mehr gewartet, und an den wenigen Stellen, an denen sie hier nur vorkommen, sitzen im selben Motiv, im selben Sims, die verschiedensten Formen neben einander; Formen, die für ganz andere Zwecke bestimmt waren, deren ein Teil sogar sonst am Chore gar nicht vorkommt. Man nahm eben, was man gerade hatte. Vielleicht haben wir in einigen dieser Formen die letzten noch erhaltenen Reste der alten verlassenen Kirche, des ersten Domes, zu erblicken.

Die anschließende Predigtkirche ist dann von den Nachfolgern des Gründers unter offensichtlichen Mühen weiter geführt worden. Auch hier geben zwei Funde über den Bau fortgang Kunde. Zunächst sind an der Westwand des Hochschiffes zwei Blenden gefunden worden, welche

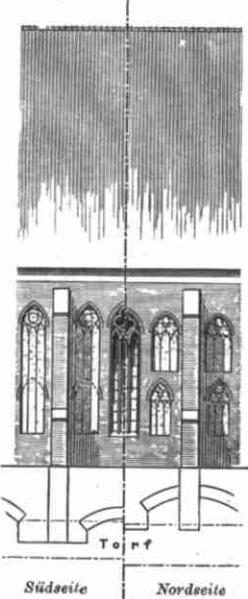


Abb. 3. Langhaus im zweiten Bauzustande.

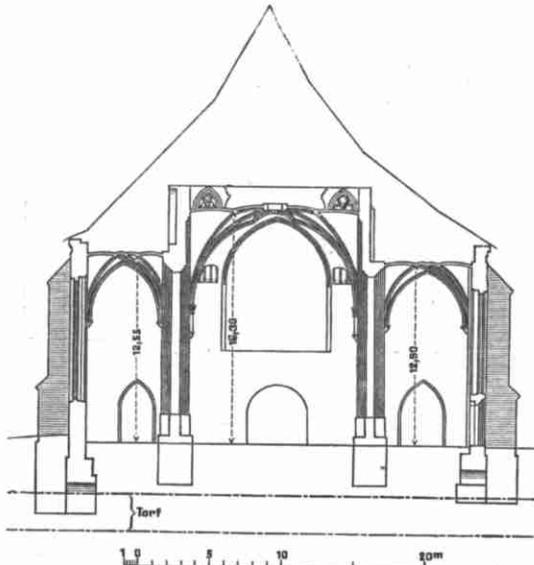


Abb. 4. Jetziger Bauzustand. Querschnitt durch die Laienkirche. Blick nach Westen.

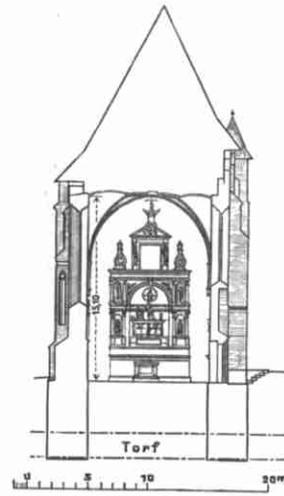


Abb. 5. Querschnitt durch den hohen Chor. Blick nach Osten.

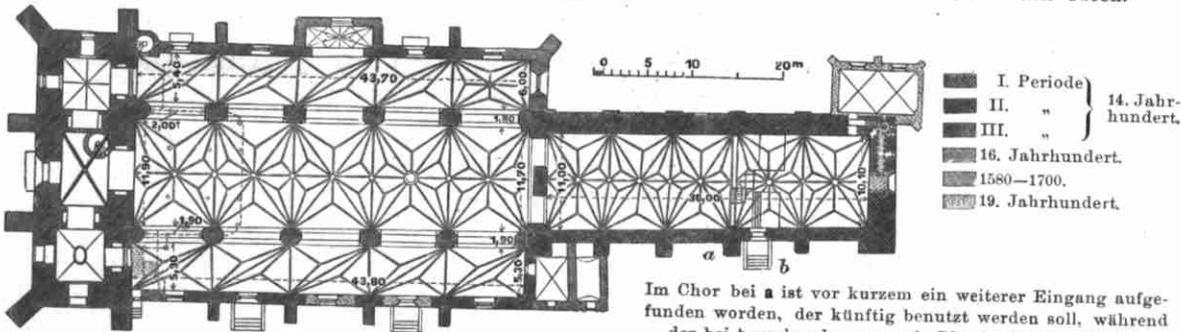


Abb. 6. Unterer Grundriß.

Dom in Königsberg i. Pr.

Im Chor bei a ist vor kurzem ein weiterer Eingang aufgefunden worden, der künftig benutzt werden soll, während der bei b vorhandene nur als Blende erhalten bleibt.

handenen Erhöhung des Geländes nur 1,67 m unter der heutigen Schwelle liegt. Jetzt allerdings geht eine sehr stark und von schwersten Lastwagen benutzte, mit Kopfsteinen gepflasterte Verkehrsader dicht am Dome vorbei, durch die das Gebäude fortwährend den ärgsten Erschütterungen ausgesetzt wird, ein Uebelstand, dem sich die von Anbeginn zweifelhafte Konstruktion nur noch in beschränktem Maße gewachsen zeigt, und dessen Behebung durch Ausführung einer anderen Pflasterung in erster Linie notwendig ist.

Die bei den Fundamentuntersuchungen gewonnenen Aufschlüsse in Verbindung mit einigen anderen Feststellungen geben nun eine Reihe von bemerkenswerten Anhaltspunkten zur Bestimmung der Zeitstellung des Domes und des ersten Bauvorganges überhaupt. In geschichtlicher Beziehung wissen wir, daß 1335 Hochmeister Luderus, 1344 der Bischof Johannes starb, und beide im Chore des Domes begraben wurden, daß 1344 Graf Wilhelm IV. von Holland den Bischof bat, mit seinen Pferden den Winter über im neuen Dome liegen zu dürfen, und endlich, daß 1378 der Bischof Bartholomäus in Italien starb, wohin er gegangen war, um in Rom eine Verlängerung der für den Dombau erwirkten Ablassbegünstigung zu erlangen. Am Bau selbst ist noch heute ersichtlich, daß im September 1333, der Zeit der vorerwähnten Urkunde, außer den Grundmauern des Chores auch die ganze Ostwand, und die Nordwand des Chores bis in 2,75 m Höhe, ausgeführt waren (Abb. 5 u. 6). In den folgenden Jahren ist dann wohl zunächst

che noch die alte Bemalung mit Maßwerkmotiven zeigen, und deren mehrfach abgesetzte Gewände wechselnd rot und schwarz bemalt sind mit aufgesetzten weißen Fugen (Abb. 4). Die Austragung ergibt, daß die Wand mit fünf solcher Blenden geschmückt gewesen ist (Abb. 1). Ein Ansatz, welcher zeigt, daß gleiche Nischen auch an den Längswänden saßen, ist vorhanden. Ferner wurde in den Umfassungswänden der Seitenschiffe eine Bogenarchitektur aufgefunden, die darauf hinweist, daß die Seitenschiffe ursprünglich niedriger gewesen sind als heute. Im südwestlichen Mittelschiffpfeiler ist auch noch der Anfänger des entsprechenden die Hochwand tragenden Bogens festgestellt worden. Die Blenden auf den Außenwänden dieser Seitenschiffe, auf der Nordseite jetzt zwei Reihen übereinander, auf der Südseite nur eine Reihe, doch von der Höhe der beiden nördlichen zusammen, und hergestellt unter Durchschlagen der oberen Abschlußbogen der unteren Reihe, lassen ebenfalls auf eine nachträgliche Erhöhung der Seitenschiffwände schließen (Abb. 2 u. 3). In dem unteren Teile der sehr tief hinabreichenden Fensterleibungen ist ferner hinter noch gotischer Aufmauerung dieselbe Färbung in schwarz und rot gefunden worden, wie die beschriebenen Blenden sie zeigen. An dem nordwestlichen Treppentürmchen ist ein Gemis erhalten, welches genau der Gesimshöhe der Seitenschiffwände der Basilika entsprechen würde. Nimmt man die an den Grundmauern festgestellten Unregelmäßigkeiten hinzu, so darf aus allen diesen Einzelheiten geschlossen werden, daß die Predigt-

kirche ursprünglich eine Basilika mit einer Holzdecke gewesen ist (Abb. 1). Nun aber gibt die aufgedeckte alte Bemalung einen für die Zeitstellung der Einwölbung der Predigtkirche, der Erhöhung der Seitenschiffe, der Auf- führung der Strebe- Pfeiler, kurz der abschließenden Herbeiführung desjenigen Zustandes, in dem das Mittelalter das Gottes- haus hinterließ, wic- htigen Aufschluß. Von der ersten Zeit, der die Holz- decke angehört, ist außer den genannten Resten nichts erhalten. Die Be- malung des zweiten Bau- abschnitts, desjenigen, welcher fast alle gemach- ten Funde angehören, steht zeitlich unmittelbar nach der Einwölbung.

Wie sich nun die In- nenarchitektur des hohen Chores eng an die der oberen Kapelle der Marienburg anschließt, so auch der Charakter der zweiten Malerei. In ihren besten Stücken steht sie auch ebenbürtig neben Lochstädt, Juditten und Marienburg. Insbeson- dere die Bewaffung der erhaltenen Rittergestal- ten ist durchaus die der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Wir müs- sen deshalb diese Malerei, und somit auch den end- lichen Bauabschluß noch in diese Zeit setzen. Bei der Gelegenheit wurden dann auch zwei neue Sei- tenportale eingebaut und die Fensterbrüstungen er- höht. Dieser zweiten Malerei angehörige Wap- penmalereien sind, ein schlüssiger Beweis für die Zeitstellung, auf einer der Ausmauerungen zur Er- höhung der Fenstersohl- bänke gefunden. Bei der größeren Höhe der Außen- wand konnten ja die Fenster wesentlich höher werden, so daß man in ihrem unteren Teile einiges an Lichtfläche ruhig opfern konnte. Zur Vollendung dieser Arbeiten hat also der Bischof 1378 noch so dringend der Verlänge- rung seines Ablassbene- fiziums bedurft, daß er sel- ber nach Rom zog, sie vom heiligen Stuhle zu erlangen. Viel später kann der Erweiterungs- bau auch um deswillen schon nicht ausgeführt sein, weil noch die gleichen Ziegelformate, die gleichen Formsteine zur Ver- wendung gekommen sind. Der schnelle Wechsel in der Ausge- staltung des Baues gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man sich



Abb. 1 u. 2. Westseite des Hauptmarktes in Trier.



Abb. 2. (Anschluß an Abb. 1.)

Wettbewerb für Entwürfe zu Fassaden am Hauptmarkt in Trier.

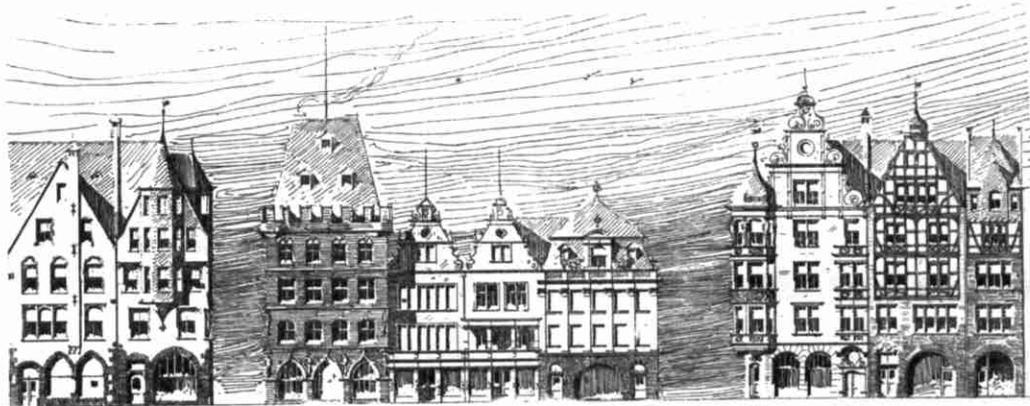


Abb. 3. Neue Fassaden an der Westseite des Hauptmarktes in Trier. Entwurf der Architekten Reitz u. Sievernich in Trier. (Maßstab 1:600.)

Teil der Altstadt von Trier mit dem Hauptmarkt und Umgebung.

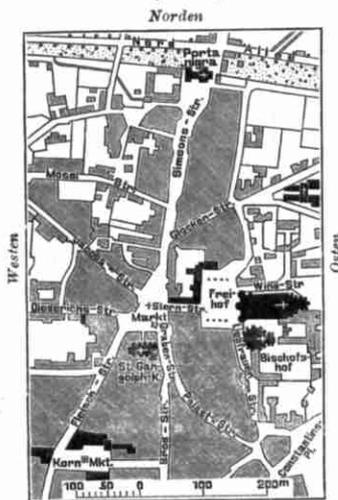


Abb. 4. Lageplan.



Abb. 5. Südseite des Hauptmarktes in Trier.

vergegenwärtigt, daß die erste, der jetzigen vorhergehende Dom- kirche in der Altstadt Königsberg, die erst zwischen 1297 und 1302 errichtet war, auch schon nach dreißig Jahren als zu klein wieder völlig aufgegeben wurde. Dethlefsen.



Abb. 6. Ostseite des Hauptmarktes in Trier.

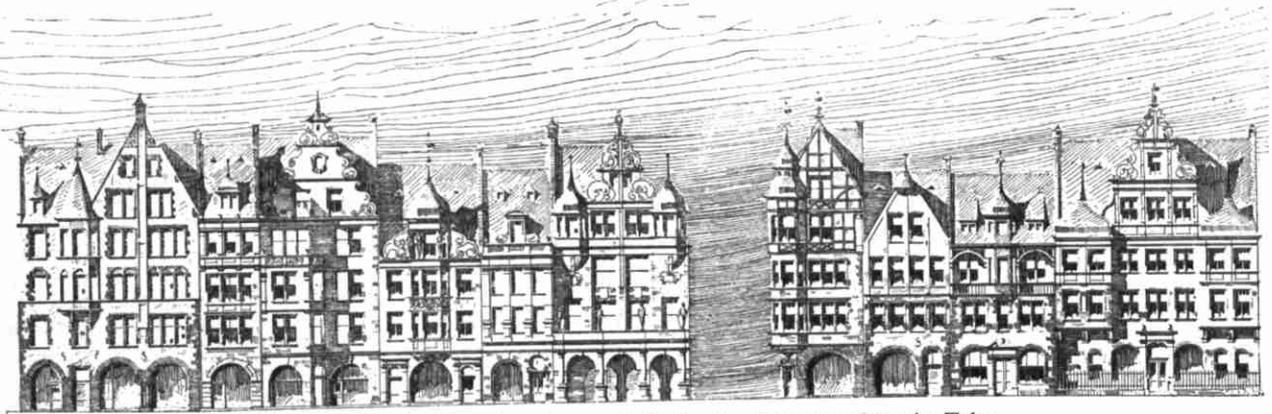


Abb. 7. Neue Fassaden für die Ostseite des Hauptmarktes in Trier.
Entwurf der Architekten Reitz u. Sievernich in Trier. (Maßstab 1 : 600.)

Wettbewerb für Entwürfe zu Fassaden am Hauptmarkt in Trier.

Hildesheim und die anderen Orte, die mit einem Wettbewerb zur Erhaltung ihrer Straßenbilder vorausgegangen, sind Städte, die mit Stolz auf ihre geschichtliche und künstlerische Vergangen-

berechtigte Stolz wurde noch genährt durch die Anerkennung, welche die Kunstgeschichte ihnen zollte.

Nicht ganz so in Trier. Wohl waren die Trierer sich der Macht ihrer Stadt in römischer, erzbischöflicher und kurfürstlicher Zeit bewußt, wohl waren sie stolz auf ihre Porta nigra, ihren Kaiserpalast, ihren Dom, ihre Liebfrauenkirche und die sonstigen Denkmäler der Vergangenheit; daß aber die Altstadt auch durch die eigenartige Entwicklung ihrer Straßen und Plätze einen ganz besonderen Reiz hat, und daß es in diesen eine Fülle von male-

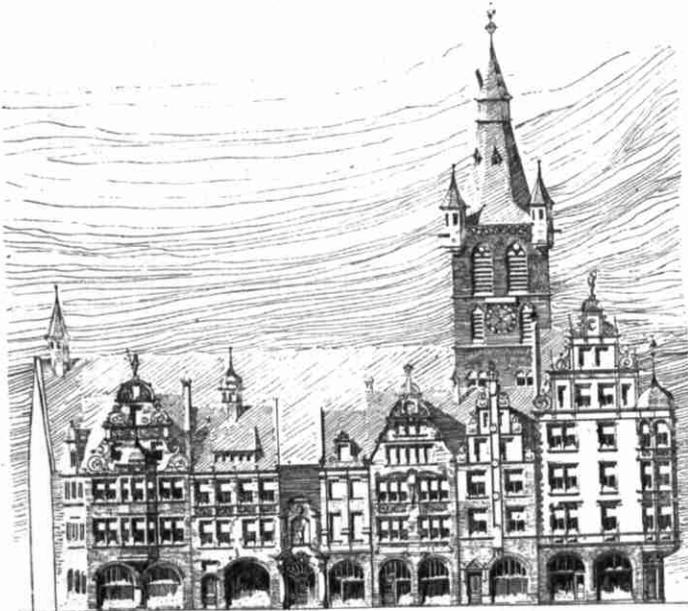


Abb. 8. Neue Fassaden für die Südseite des Hauptmarktes in Trier.
Entwurf der Architekten Reitz u. Sievernich in Trier.
(Maßstab 1 : 600.)



Abb. 9. Neue Fassaden für die Ostseite des Hauptmarktes in Trier.
Entwurf der Architekten Schmitz u. Wirtz in Trier.

heit zurücksehen. Insbesondere waren sie sich der kräftigen Entwicklung ihres Bürgerwesens bewußt, die nicht bloß durch die Bedeutung ihrer Gemeindebauten, sondern auch durch die reizvolle Ausbildung der Wohnhäuser zum Ausdruck gekommen war. Dieser

rischen, wohl zusammenklingenden bürgerlichen Schöpfungen gibt, die den Kunstkenner entzücken müssen, das schien den meisten Trierern nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein. Man darf wohl sagen, daß auch die Kunstgeschichte hier eine Unterlassungs-

sünde begangen hat. Die ungezwungenen Biegungen der Straßen, die fast überall ein reizvolles, nicht zu weit abgeschlossenes und daher leicht übersichtliches Bild erzeugen, die klug ersonnene Einmündung der Straßen in die Plätze und die glückliche Lösung von Verkehrsknoten sind Vorzüge, die geradezu vorbildlich genannt werden können.

Hier mußte besonders gefordert werden, daß die Bilder nicht durch Einzelbauten gestört würden, die sich durch unkünstlerisches oder protziges Wesen hervordrängen. Trier ist nicht mehr so reich an schönen alten Bürgerhäusern wie Hildesheim, Rothenburg, Nürnberg, Lübeck, Danzig usw. Der früheren Gleichgültigkeit ist schon manches zum Opfer gefallen, was hätte erhalten werden können und müssen. Aber es gibt noch vieles, um dessen Bestand gekämpft werden muß.

Noch hat Trier verschiedene Reste bürgerlicher Bauten aus romanischer Zeit. Reich vertreten sind die gotischen Häuser aus dem 14. bis 16. Jahrhundert, die gerade hier ein besonderes Gepräge haben. Dabei spielt, wenigstens in den ersten zwei Jahrhunderten, der aus der Fassade heraustretende, auf reich ausgebildetem Kragstein ruhende Schornstein, der seitlich vom First über Dach ragt, eine besonders kennzeichnende Rolle. Das ganz aus nachgeahmten vorhandenen Einzelheiten zusammengebildete „Alttrierer Haus“ auf der Düsseldorfer Ausstellung bot in Bild dieser Bauweise.

Aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts sind noch verschiedene Bürgerhäuser vorhanden, die ausgeprägte Trierer Sonderart besitzen. Wie fast im ganzen Westen Deutschlands und darüber hinaus schwächten gegen die Mitte des Jahrhunderts die übermächtig eindringenden französisch-höfischen Einflüsse das rechte bürgerliche Selbstbewußtsein und damit auch die künstlerische Eigenart. Dazu kam, daß Trier gegen Ende dieses Jahrhunderts von einer nur während der Völkerwanderung überragten Unglückszeit durch die Raubzüge Ludwigs XIV. betroffen wurde, in der sehr viel Schönes zugrunde ging. Das 18. Jahrhundert hat in Trier eine Fülle bemerkenswerter Bauten geschaffen; aber es klingt nicht mehr viel Ortseigentümliches hinein. Schädlich hat diese Zeit dadurch gewirkt, daß manchem Hause von guter alter Art eine neue Fassadenmaske vorgelegt worden ist, so daß man oft in die Höfe eindringen muß, um die ursprüngliche Bauzeit festzustellen. Auch an Fachwerkbauten war Trier trotz seines Steinreichtums nicht arm. Leider sind die noch bestehenden unter dem Zwange der früheren Bauordnung überputzt worden. Der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts verdankt Trier eine Reihe anziehender Empirebauten.

Es galt also noch manches zu bewahren oder wenigstens der Nachwelt im Bilde zu erhalten. Durch Anregung der Stadtvertretung war vor einigen Jahren eine „Kommission zur Aufnahme alter Häuser“ gebildet worden. Dieser Ausschuß wirkte zwar — und auch über den eigentlichen Zweck hinaus — fruchtbringend. So ist beispielsweise ein schönes, dem Abbruch verfallenes Haus, Palaststraße 4, in einer der Erbauungszeit (14. Jahrh.) entsprechenden Art, unter teilweiser Verwendung alter Bauteile in so mustergültiger Weise durch den Trierer Architekten Walter neuerrichtet worden, daß es zu einer wirklichen Sehenswürdigkeit der Stadt geworden ist. Aber die Tätigkeit des Ausschusses war doch eine zu stille, als daß die Bürgerschaft dadurch lebhaft angeregt worden wäre. Da galt es denn, einen lautereren Weckruf erschallen zu lassen und so wurde der „Wettbewerb zur Erlangung von Hauptmarktfassaden“ ausgeschrieben. Ueber den Wert von Wettbewerben ist in diesen Blättern schon so viel gesagt*), daß

diese Frage als ziemlich geklärt angesehen werden darf. Der Ausschuß glaubt, das, was von verschiedenen Seiten gefordert wird, nahezu erfüllt zu haben: Aufnahme durch Kamera und Stift, größere Anpassung der Bauordnung an die Anforderungen der Denkmalpflege, wirksame Anregung der Architekten und der Bürgerschaft und Darbietung von nachahmungswerten Mustern. Zum Wettbewerb sind nur einheimische Kräfte aufgefördert worden, die Wahl des Stiles war freigestellt; die eingereichten Entwürfe liegen den Bürgern zur steten Einsicht offen.

Bei den geringen Mitteln des Ausschusses waren Preise nicht ausgesetzt. Man rechnete, und nicht umsonst, auf die Opferwilligkeit der Trierer Architekten. Gegenstand der Ausschreibung war nur die Bebauung des Hauptmarktes (Abb. 4). Für diesen war wegen seiner Lage und geschäftlichen Bedeutung die Gefahr besonders groß, daß die reizvollen Bilder durch ungeschickte Neubauten verloren gingen. Die Westseite des Platzes (Abb. 1 u. 2) ist die bedeutungsvollste. Nebeneinander liegen hier das bekannte „Rote Haus“ aus dem 15. Jahrhundert, zwei zierliche Renaissancehäuser von Patheiger aus dem 17. Jahrhundert und eine anziehende Empirefassade. Diese vier Schöpfungen verschiedener Zeiten vertragen sich sehr gut und beweisen, daß eine einheitliche Gestaltung der Häuser keineswegs erforderlich ist, um einem Platze ein anheimelndes Gepräge zu geben. Die Südseite (Abb. 5) zeigt zwar kein besonders bemerkenswertes älteres Gebäude, aber gerade diese Anspruchslosigkeit des Vordergrundes läßt die Wirkung des unmittelbar hinter den Häusern aufsteigenden Gangolphurmes mit seinem gewaltigen Aufbau und seinem kräftig umrissenen Helm so überwältigend erscheinen. Auch die Ostseite (Abb. 6) ist schlicht und im einzelnen ohne hervorragende Bedeutung. Dort bildet die Gruppe der Domtürme einen wirkungsvollen Hintergrund, und durch die Öffnung der kurzen Sternstraße schaut die Domfassade mit erster Mahnung in das Marktbild hinein. Die Nordseite ist nahezu frei, aber hier wehrt, wenn auch in einiger Entfernung, ein alter treuer Wächter der Stadt, die Porta nigra, mit ihrem trotzigen Mauerwerk den Durchblick. Bei dieser Gestaltung und Umgebung des Platzes galt es, mit besonderer Vorsicht nicht passendes fern zu halten.

Es sind sieben Entwürfe mit zusammen 17 Blatt Zeichnungen eingegangen. Ihre Verfasser sind die Herren: Schmitz u. Wirtz, Reitz u. Sievernich, Tillmanns, Walter, Bindernagel, Marx und Frinken, sämtlich in Trier. In Abb. 9 ist der Entwurf von Schmitz und Wirtz dargestellt, der sich leider auf die Ostseite beschränkt. Die Abb. 3, 7 u. 8 zeigen die Entwürfe von Reitz u. Sievernich. Als Beurteiler waren folgende Herren ausgewählt: Regierungspräsident Dr. zur Nedden und Oberbürgermeister Geheimer Regierungsrat De Nys, beide in Trier, Provinzial-Konversator Prof. Clemen aus Bonn, Geheimer Baurat Emmerich aus Berlin und Professor Henrici aus Aachen. Im wesentlichen äußern sich die Gutachter als wohlbefriedigt durch das Ergebnis. Allen Berichten gemeinsam ist der Wunsch, daß der vorhandene Zustand möglichst zu erhalten sei. Jedenfalls hat der Wettbewerb sehr anregend auf die Bürgerschaft gewirkt. Ein erfreulicher Beweis dafür ist, daß Herr Patheiger, der Ankäufer des Holzhauerischen Empirehauses (Abb. 1), sich in opferwilligster Weise bereit erklärt hat, die reizvolle Fassade bei einem Neubau zu erhalten. Möge er in dieser Großherzigkeit viele Nachahmer finden.

Trier.

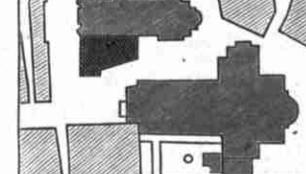
Brauweiler.

*) 1901: S. 51, 61, 121; 1902: S. 56, 91, 116, 121; 1903: S. 21.

Vermischtes.

Die Fassade vom Neumünster in Würzburg. In der Nummer vom 7. Januar 1903 der Denkmalpflege (Seite 3) wurde von den baulichen Aufgaben Würzburgs gesprochen und dabei der Wunsch geäußert, es möchte die Südseite des Neumünsters, die bis vor acht Jahren durch das Landgerichtsgebäude gedeckt war, ausgebaut und der freibleibende Platz mit gärtnerischem Schmuck versehen werden. Ein Blick auf die Abbildung und den Grundriß (S. 4, Jahrg. 1903 d. Bl.) genügt um zu erkennen, daß Pezani's Neumünster-Fassade zu jenen Barockfronten gehört wie Pozzo's Martinskirche in Bamberg, die Asamsche Johanniskirche in München, die Dreifaltigkeitskirche von Viscardi in München: durchaus nur auf Vorderansicht berechnet und ohne beiderseitige Anbauten gar nicht denkbar. Henrici hat in seinem Entwurf zur Stadterweiterung Münchens (Bl. 20) gerade das Würzburger Neumünster gewählt als Typus einer Kirche, die nur durch die Lage der Fassade in der Mitte einer leicht eingebogenen Straßenflucht wirken kann. Der Bescheid des Münchener Baukunstauschusses lautete seinerzeit auf „Anbau

an der Südseite zur Cachierung der Giebelwand“. Wenn langjährige Gewöhnung über das Fehlen des Anbaues hinwegtäuscht, so ist das begreiflich; ein schriller Mißklang besteht dennoch.



Lageplan vom Dom und Neumünster in Würzburg.

auf dem die Schönbornkapelle zur vollen Wirkung gelangen. In Sittes Buch über den Städtebau waren die Plätze um den Dom als Beispiel für schöne „Fassaden-

Ein Anbau, wie ihn der beigegebene Lageplan zeigt, geschlossen gebaut und im Maßstab des nördlichen Anbaues gehalten, gibt der Fassade ihren vollen Wert zurück. Die formlos ineinanderfließenden Plätze werden getrennt, die Westfassade des Domes erhält wieder ihre Einrahmung und es entsteht ein Platz, und die Kuppel vom Neumünster als Beispiel für schöne „Fassaden-

und Chorplätze“ aufgeführt; in der französischen Bearbeitung des Werkes freilich mußte der Würzburger Grundriß ausfallen, da ja die Anlage durch den Abbruch des Landgerichtes zerstört war. Daß durch einen Anbau in den angegebenen Grenzen der Verkehr leiden wird, ist nicht anzunehmen. Für den jetzigen freien Durchgang ist auch eine Verengung vorgeschlagen, durch gärtnerischen Schmuck. Gärtnerischen Schmuck pflegt man nun ja aus guten Gründen nicht in das Zentrum verkehrsreicher Städte zu verlegen. Den vielfachen Schwierigkeiten eines Ausbaues der Südfassade wäre man durch solchen Anbau enthoben und neben dem künstlerischen bedeutet der Vorschlag auch reichen sachlichen Gewinn. Nochmals: die Gewöhnung an den jetzigen Zustand darf nicht irreführen, man achte auf eine begründete Warnung von außerhalb.

H. B.

Der stenographische Bericht über die Verhandlungen auf dem vierten Tage für Denkmalpflege wird demnächst im Verlage der Ch. F. Müllerschen Hofbuchdruckerei in Karlsruhe erscheinen.

Zur Vorbereitung eines Gesetzes zum Schutze der Naturdenkmäler in Oesterreich hat der österreichische Kultusminister die k. k. Landesregierungen aufgefordert, eine eingehende und zuverlässige Verzeichnung jener Naturdenkmäler vorzunehmen, die einen schönheitlichen, wissenschaftlichen oder geschichtlichen Wert besitzen. Außerdem wird empfohlen, berufene Vertreter der in Betracht kommenden Wissenschaften zu Gutachten über die in Rede stehenden Fragen aufzufordern. Als wünschenswert wird es ferner bezeichnet, daß von den angesehensten Touristenvereinen Mitteilungen über Gegenden von hervorragender landschaftlicher Schönheit eingeholt werden, die durch gewerbliche Anlagen oder zufolge anderweitiger Umstände in besonders auffälliger Weise entstellt wurden. Dementsprechend ist der betreffende Erlaß des österreichischen Kultusministers auch dem deutsch-österreichischen Alpenverein zugestellt worden. Es werden darin alle im In- und Auslande bis jetzt getroffenen Maßnahmen zum Schutze der Naturdenkmäler usw. aufgeführt. Von den privaten Vereinen, die in diesem Sinne wirken, seien erwähnt: für England der National trust for places of historic interest or natural beauty, sowie zahlreiche Lokalvereine, ein besonderer Verein wirkt hier auch gegen die Entstellung von Landschaftsbildern durch Anzeigetafeln, in Frankreich die Société pour la protection des paysages (vergl. S. 96, Jahrg. 1901 d. Ztschr.). In Deutschland ist es namentlich der Verschönerungsverein für das Siebengebirge, der schöne Erfolge erzielt hat (vergl. Jahrg. 1899, S. 35 u. 115). Die Gesetze und Polizeiverordnungen, die in Preußen und Hessen zum Schutze landschaftlicher Schönheiten erlassen sind und über die Herstellung forstbotanischer Merkbücher in Preußen haben wir Jahrg. 1902, S. 73, 55, 100 d. Ztschr. berichtet.

Ueber landschaftliche Glockenkunde handelt ein in der Monatschrift Deutsche Geschichtsblätter (herausgegeben von Dr. Armin Tille in Leipzig, 4. Band, Juni-Heft 1903) erschienener Aufsatz von H. Bergner in Nischwitz (Sachsen-Altenburg), der zur Untersuchung der Glocken anregen und die Mittel und Wege dazu angeben will. Der Verfasser empfiehlt zunächst die einschlägige Literatur, wobei er mit Recht besonders der Otteschen Glockenkunde gedenkt sowie die letzte Schrift Ottes „Zur Glockenkunde“ erwähnt. Richtig ist, daß diese sich — unausgesprochen — gegen meine „Alterbestimmung der Glocken“ (Zeitschrift für Bauwesen 1889) wendet, aber eine „etwas magistrale Sicherheit“ hat Otte in meiner Arbeit wohl nicht gefunden. Mit Hinsicht auf seinen und meinen Aufsatz über die Lullusglocke in Hersfeld (Deutsche Bauzeitung 1889) bedauerte Otte, nicht zeichnen zu können; ich habe ihm daher einen Teil der Abbildungen seiner Schrift gegen mich gezeichnet. Was Bergner selber über die Glocken in Thüringen und Sachsen-Meiningen geschrieben hat, kann nicht unbedingt als Muster gelten, wie schon sein zweites hier daraus angeführtes Muster zeigt, das in mehrfacher Hinsicht Bedenken hervorruft. Denn eine „Schlagglocke“ ist doch nicht eigentlich eine Glocke, die zufällig zur Angabe der Stunden durch das Uhrwerk benutzt wird, sondern die eine klöppel- und klöppelringlose, unverhältnismäßig breite Gestalt hat, für die Uhrammerschläge besonders gegossen ist und somit nicht geläutet werden kann. Wäre die in der Johanniskirche in Saalfeld eine wirkliche Schlagglocke, so müßte auch ihre Höhe angegeben und auf die Seltenheit eines solchen Stücks für 1353 hingewiesen sein. Hinzuweisen wäre ferner auf das Vorkommen der Majuskelschrift hier nach 1350 und auf die vermutlich in der Technik liegenden Gründe dafür.

Auf Grund eigener Erfahrung empfehle ich, die Inschriften nicht auf Papier mit „Farbstein“, sondern mit einem Graphitbeutel abzupausen und sie nicht mit „Staniol“, sondern mit genähtem Papier abzudrücken, wie die der größten Sammlung von Glockeninschriften, der von Uldall in Randers in Dänemark, dessen

Arbeiten in der angehängten Quellenzusammenstellung von Liebeskind fehlen. Die Rippen sind durch Ordinaten und Abszissen un schwer genau aufzumessen, lassen sich aber nicht „mit Hilfe eines großen Zirkels abstechen“. Unverständlich ist, was der Verfasser „vorn und hinten“ an der Glocke nennt, denn das kann es nicht geben. Umständlich ist die empfohlene Vielfältigkeitsart, da niemand besser als die zinkographischen Anstalten selber auf Verkleinerungen eingerichtet sind. Am Schlusse ist den Freunden von Glockenstudien „demütiger Stolz auf kleine aber sichere Ergebnisse“ gewünscht.

Hannover.

Dr. G. Schönermark.

Eine Wandkarte mit farbigen Darstellungen vor- und frühgeschichtlicher Funde, die in großem Maßstabe die Haupttypen von Steinwerkzeugen, Urnen, Schmucksachen, Waffen usw. aus der Stein-, Bronze- und Eisenzeit wiedergibt, hat der „Niederlandsche Oudheidkundige Bond“ herausgegeben. Dr. R. Jesse, Konservator am holländischen Reichsmuseum in Leiden, hat einen kurzen erklärenden Text in holländischer Sprache dazu geschrieben. Die Karte erscheint zur Aufhängung in Schulen besonders geeignet, sie soll aufklärend und belehrend wirken, damit bei Erd- und Feldarbeiten, bei Ausschachten von Baugruben usw. vorgeschichtliche Funde nicht mutwillig oder aus Unkenntnis zerstört werden. Karte und Text sind von Joh. Muller in Amsterdam für einen Gulden zu beziehen.

Ueber die Herleitung der Bezeichnung „Barbakane“. Zu den Kunstausdrücken des mittelalterlichen Befestigungswesens, deren ursprüngliche Bedeutung und sprachliche Herkunft bis jetzt noch keine befriedigende Erklärung gefunden haben, gehört neben einigen anderen auch die Bezeichnung Barbakane oder mittelhochdeutsch Barbigän.

Das Wort wird bekanntlich in neuerer Zeit vorwiegend in der Bedeutung eines Vortores oder eines Brückenkopfes angewandt, ob mit Recht, mag vorläufig dahingestellt bleiben. Die zu seiner Erklärung bisher gemachten Versuche haben sich fast nur auf das Gebiet der orientalischen Sprachen beschränkt, eines teils, weil in diesem einige anklingende Wortformen die Lösung des Rätsels zu verheißen schienen, andernteils wohl auch, weil in hergebrachter Ueberschätzung des Einflusses der Kreuzzüge auf die mittelalterliche Kriegsbaukunst die orientalische Herkunft des Wortes als außer Zweifel stehend angesehen wurde. Es erscheint belanglos, auf diese mißglückten Erklärungsversuche hier einzugehen, da das Fehlen jeder Beziehung der mittelalterlichen Barbakane zu dem arabischen barbakh Wasserröhre und khāna Haus, sowie zu dem persischen bāla-klaneh Erkerfenster, oberes Zimmer, ohne weiteres in die Augen springt.

Neuerdings hat Gustav Körting in seinem lateinisch-romanischen Wörterbuche (II. Aufl. Paderborn 1901) die Frage aufgeworfen, ob das Wort nicht einfach aus barba und canis zu erklären sei. Das Wort scheinere ursprünglich eine aus spitzen Pfählen u. dgl. errichtete Schanze zu bedeuten, eine solche Befestigung könne mit Bezug auf ihre gleichsam struppige Beschaffenheit vom Volkswitz sehr wohl als „Bart“ bezeichnet und zugleich, weil sie aus eine Art spitzer Zähne besteht, mit dem Hund in Verbindung gebracht werden. Es ist aber nicht wohl anzunehmen, daß das Wort Barbakane in der lateinischen Sprache zu einer Zeit, als diese noch Volkssprache war, entstanden sei, weil es sich in der klassischen Latinität und auch noch bei Vegetius nicht vorfindet, und die römische Befestigungskunst auch bereits eine Auswahl von Bezeichnungen für den fraglichen Gegenstand besaß. Dagegen ist es als wahrscheinlich anzusehen, daß erst die Schreibe-kundigen des Mittelalters, Mönche, Gelehrte, Verwaltungsbeamte und andere dem Kriegswesen fern stehende Personen, denen das Urwort in mehr oder minder veränderter dialektischer Form überkommen war, welche aber mit demselben nichts anzufangen wußten, die uns überlieferten mittellateinischen Wortformen geschaffen haben, indem sie — vielleicht einer gleichen Gedankenverbindung wie Körting folgend — das ihnen fremde, aber an barba und canis oder canis anklingende Wort in ihrer Weise für den Schriftgebrauch zurechtstutzten.

Die Anwendungsformen des Wortes Barbakane in dem mittelalterlichen Schrifttum lassen erkennen, daß der Gegenstand derselben ursprünglich ein Hindernismittel gewesen sei, welches dem Gegner an irgend einer Stelle der Befestigung entgegengesetzt werden konnte, und weisen ungeachtet ihrer Verschiedenheit lautlich und begrifflich auf zwei Grundworte zurück, deren Wurzeln im Keltischen und im Lateinischen zu suchen sind, nämlich auf barre Schranke und piquant stechend, auch substantivisch: Stachel, Dorn, Spitze.

„Barre-piquant“ ist also altfranzösischer Herkunft (entsprechende Bildungen sind terre-noix, terre-plein usw.) und be-

zeichnete ursprünglich ein mit Stacheln und Spitzen bewehrtes Annäherungshindernis, ein Ast- und Strauchverhau, eine Palisadenstellung u. dergl., wie solche auch noch in der heutigen Feldbefestigungskunst eine mannigfache und ausgedehnte Anwendung finden. Als in späterer Zeit an die Stelle dieser einfachen Hindernismittel kunstvollere, aus Mauerwerk hergestellte und nun auch für die Deckung gegen Schuß und Wurf geeignete Verteidigungswerke traten, blieb die ursprüngliche Bezeichnung hier und da an dem betreffenden neuen Werke, gleichviel ob solches in einer Brückenschanze, einem Vortor, einer Zwingermauer oder selbst einem Turme bestand, haften, wenn auch vielleicht mehr in der Eigenschaft einer hergebrachten örtlichen Benennung als in der eines beabsichtigten technischen Ausdrucks.

Der Zusammenhang des Wortes mit *barre* kann nicht befremdlich erscheinen, da letztere Bezeichnung (mittelalt. *barrium*) in der Kunstsprache des mittelalterlichen Befestigungswesens häufig auf die gleichen Gegenstände wie *barbacana* angewendet wird. Z. B. *valatum sive fossatum, cum barbacana sive avant-bariis civitatis* . . .).

Das Urwort *barre-piquant* hat sich am reinsten in angelsächsischen und altenglischen *barbican* (auch *barbycan*) und im mittelhochdeutschen *barbigân* erhalten. Im *Parzival* wird letztere Form ausschließlich angewendet. *Barbican* konnte im sprachlichen Verkehr leicht nach *barbecan* ablauten, auch findet sich die Schreibweise *barbequennes* vertreten. Die Form *barbecan* hat vermutlich in der oben angedeuteten Weise als Zwischenform zur Bildung von *barbacan* geführt, indem bei der Latinisierung des Wortes durch Personen, denen Ursprung und Gegenstand desselben nicht genauer bekannt waren, das *e* irrträglich in *a*, anstatt in das *i* des Grundworts zurückgeführt wurde. Der Austausch des *p* in *b* ist mehreren Ableitungen von der Stammform *pic-* eigentümlich und bildet daher weiter keine Besonderheit.

Wiesbaden.

R. Bonte.

Bücherschau.

Symbolik des Kirchengebäudes und seiner Ausstattung in der Auffassung des Mittelalters mit Berücksichtigung von Honorius Augustodunensis, Sicardus und Durandus von Dr. Josef Sauer. Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagshandlung. 1902. 40. 410 S. mit 14 Abb. im Text. Preis 6,50 *M.*, geb. 8,40 *M.*

Die vorliegende Arbeit ist die Erweiterung einer Dissertation v. J. 1900. Sie will eine planmäßige, zusammenfassende Darlegung der geistigen Auffassung des Kirchengebäudes und seiner Ausstattung geben. Der Verfasser wollte zunächst die Kirchensymbolik der Literatur untersuchen und darstellen, um dann zu zeigen, welche Beziehungen zwischen dieser und der Kunst stattgefunden haben. Ein derartiger Versuch ist in dieser Ausdehnung und mit solcher Gründlichkeit noch nicht unternommen worden. Es ist nicht zu leugnen, daß die Arbeit, welche von weitgehenden Forschungen und großer Vertrautheit mit dem Gegenstande zeugt, einen erheblichen Fortschritt bezeichnet und allseitige Beachtung verdient. Gleichwohl muß aber auch bemerkt werden, daß ihr eine etwas gedrängte Kürze nichts geschadet hätte. Der Verfasser kommt zu dem Ergebnis, daß die einzelnen Begriffe und Ideen der Kirchensymbolik fast durchweg Allgemeingut des mittelalterlichen Schrifttums sind. Es ist daher anzunehmen, daß Künstler und Schriftsteller aus derselben Vorstellung heraus geschaffen und geschrieben haben. Dem Liturgiker war es natürlich in erster Linie darum zu tun, den geistigen Inhalt des eigentlichen Kirchengebäudes und seiner Einzelteile zu erschöpfen und das Band zwischen diesen und den gottesdienstlichen Handlungen aufs engste zu knüpfen, nicht aber wollte er eine schriftliche Vorlage abfassen, nach welcher der Künstler den kirchlichen Gegenständen die äußeren Formen und die dekorative Ausschmückung zu geben hätte. Auf der anderen Seite aber hat letzterer vielfach die Idee und den Zweck eines Gegenstandes bei seiner Herstellung und Ausstattung berücksichtigt, und darum trifft er mit den Gedanken der Liturgie zusammen.

Ansprechend ist das Kapitel über die geistige Auffassung von Turm und Glocke. Nur vermisse ich eine Anführung der bekannten Abhandlung von Schönermark (s. *Zeitschr. f. Bauw.* 39. Jahrg. 1889). Bemerkenswert sind die Ausführungen über die Tugenden (S. 233 ff.) und namentlich über Kirche und Synagoge, die Vertreterinnen der beiden großen Gegensätze. (S. 246 ff.) Ob des Verfassers Annahme eines Zusammenhanges der Kreuzesgestalt der Kirche mit der hohen Verehrung, welche man diesem Zeichen entgegenbrachte, zur Genüge begründet ist, lasse ich dahingestellt. Die Arbeit schließt mit dem Ergebnis, daß sich die ganze Kirchensymbolik konzentriert und praktische Verwendung gefunden hat in dem bildlichen Schmuck an den Portalen. Hier dürfte zum

ersten Mal der Inhalt des Portalschmuckes im Zusammenhang betrachtet worden sein.

Nürnberg.

Dr. Schulz.

Burg Hornberg am Neckar. Dargestellt und beschrieben auf Grund von Originalaufnahmen und urkundlichen Quellen. Von Adolf Zeller. Leipzig 1903. In Kommission bei Karl W. Hiersemann. 60 S. in Folio mit 49 Abb. im Text u. auf Tafeln. Geb. Preis 30 *M.*

Neben den allgemeinen und Sammelwerken zur Burgenkunde liegt hier eine eingehende Sonderdarstellung vor. Sie hat die anmutig gelegene, besonders gut erhaltene, durch die geschichtlichen Erinnerungen bekannte Burg des Götze v. Berlichingen zum Gegenstande. — Der Verfasser gibt ausführlich die Geschichte der Burg unter Abdruck von Regesten und Urkunden: und selten wird eine solche Fülle von Nachrichten über ein einfaches Burgwesen zur Belebung seiner Mauern zu Gebote stehen, wie es hier der Fall ist. Der beschreibende Teil behandelt getrennt die Wohnbauten und die Wehranlagen, letztere hier besonders wohl erhalten. Allerdings liegt — wenn auch romanische Reste nicht fehlen — der Schwerpunkt in dem Uebergang von der Spätgotik zur Renaissance: in der Zeit der Berlichingen und ihrer unmittelbarer Vorbesitzer. Nachrichten und Befund unterstützen und ergänzen sich zu einem recht klaren Bilde. Die Textabbildungen und die Tafeln sind sämtlich nach Maßaufnahmen, denen man die Sorgfalt ansieht, photographisch und durch Zinkhochätzung wiedergegeben. Manche Blätter haben wohl eine zu starke Verkleinerung erfahren, wobei noch grade die voll schattierende und modellierende Strichmanier der zugrunde liegenden Zeichnungen ungünstig war. — t.

Studien aus Deutschhausen. Ein Märchen in Wort und Bild von O. Schwindraheim. Leipzig und Berlin SW 48, Bernburgerstraße 3 bei Georg Heinrich Meyer, Heimatverlag 1902, Preis 2,50 *M.*, geb. 4.— *M.*

Der Verfasser ist uns bekannt wegen seiner Bestrebungen zur Erforschung der bäuerlichen und Volkskunst. Er versteht es in seiner lebhaften Art kräftig und anregend zu wirken. Sein Spürsinn hat manch alte Technik wieder entdeckt und durch seinen fleissigen Stift und seine Augenblicksaufnahmen verdanken viele wertvollen Werke der Volkskunst ihre Ueberlieferung wenigstens im Bilde. Ein Märchen nennt der Verfasser seine Studien aus Deutschhausen, die in leichtem Plaudertone geschrieben und mit viel Humor, derbem Witz und niederdeutschem Platt gewürzt sind. Auf seiner Wanderung trifft er einen Wegweiser mit der Bezeichnung „nach Deutschhausen“, eine Stadt, die auf seiner sonst zuverlässigen Karte unerwähnt geblieben ist. Also eine vergessene Stadt. Er führt uns auf die umgebenden Anhöhen, von denen man herrliche Blicke auf das alte Stadtbild genießt. Bauwerke aller Stilzeiten von neuzeitlichem Streben unberührt, begrüßen uns. Die altersgrauen Türme halten Zwiesprache mit treffenden Anspielungen auf das neuzeitliche Reklamewesen und das Beseitigen wertvoller Befestigungswerke aus Verkehrsrücksichten, auf das Freilegen alter Baudenkmäler, auf die Papier und Reißschienekunst der Neuzeit, die nicht Rücksicht nimmt auf natürliche Umgebung, auf Baumbestand und Landschaft. Federzeichnungen aus „Deutschhausen“, die an bekannte mittelalterliche Städtebilder anklängen, schmücken den Text. Daß manche dieser Ansichten etwas überladen und altertümelnd wirken, liegt in der Natur des „Märchens“. Verfasser spricht auch keineswegs dem gedankenlosen Nachmachen das Wort, sondern er beweist, daß auch er es versteht, weiter zu bauen auf dem Ererbten. Seine eingestreuten Zeichnungen von Einzelheiten und von Kleinarchitekturteilen zeigen manche neuen frischen Formen. In dem Schlußkapitel „Buten Door“ wird in dem Dorfe „Bauernhäusern“ das deutsche Bauernhaus in Wort und Bild kurz geschildert und die Haupttypen in malerischer Umgebung und in freier Auffassung gegeben mit Einzelheiten von Toren und Flächenverzierungen. Das Buch ist in erster Linie für kunstliebende Laien bestimmt und der Ton, in dem es geschrieben ist, erscheint geeignet, den Sinn für die Kunst und für die Erhaltung der alten Kunstdenkmäler in den Kreisen der Bevölkerung zu heben, in denen am meisten hiergegen gesündigt wird, deshalb sehen wir der beabsichtigten Fortsetzung des Märchens gern entgegen. Sch.

Inhalt: Ein Deutungsversuch des St. Jakobsportales in Regensburg. — Wiederherstellung des Doms in Königsberg i. Pr. — Wettbewerb für Entwürfe zu Fassaden am Hauptmarkt in Trier. — Vermischtes: Die Fassade vom Neumünster in Würzburg. — Stenographischer Bericht über die Verhandlungen auf dem vierten Tage für Denkmalpflege. — Vorbereitung eines Gesetzes zum Schutze der Naturdenkmäler in Oesterreich. — Ueber landschaftliche Glockenkunde. — Wandkarte mit farbigen Darstellungen vor- und frühgeschichtlicher Funde. — Ueber die Herleitung der Bezeichnung „Barbakane“. — Bücherschau.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Friedr. Schultze, Berlin.
Verlag von Wilhelm Ernst u. Sohn, Berlin.
Buchdruckerei Gustav Schenck Nachflg., P. M. Weber, Berlin.